

Frauenwelt

Nr. 3 + 41. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

7. Februar 1924

Fünf Jahre Frauenrecht.

Gestern, am 6. Februar, jährte sich der Tag zum fünften Male, an dem Frauen in die deutsche Nationalversammlung eingezogen sind. Feierliche Erwartung in den Mienen, trafen am 4. Februar schon mehrere der gewählten Genossinnen in Weimar ein. Das schöne Weimar war kalt und unfreundlich. Die erste Fraktionsverhandlung war nüchtern und sachlich und der ungeheizte Saal des Volkshauses nicht geeignet, Begeisterung wachzuhalten. Draußen im Reich tobte noch der Sturm der Revolution, hoch gingen die Wellen des Meinungsstreiches in der Arbeiterschaft über die Richtigkeit der revolutionären oder demokratischen Taktik.

Am 5. Februar war dann die Fraktion der SPD. fast vollständig versammelt, auch die gewählten 19 Frauen der Partei.

Interessant war es für uns zu beobachten, aus welchen Schichten sich diese Frauen gruppierten. Die meisten stammten aus dem Proletariat. Waren sie aus kleinbürgerlichen Existenzen hervorgegangen, führten sie doch später eine rein proletarische Existenz. Der größte Teil diente fast ein halbes Menschenalter der Partei. Wir nennen Wilhelmine Köhler, das Kind aus dem Volke mit Dorfschulbildung, die gern von der Zeit sprach, wo sie als junges Mädchen dem Dichter Villoncron die Wirtshaus führte. Mit 23 Jahren hatte sie in Hamburg ihren ersten Vortrag vor ausgesperrten Zigarrenarbeitern gehalten und später nach einer langen agitatorischen Tätigkeit die „Sozialdemokratische Arbeiterkorrespondenz“ herausgegeben. Ernestine Lube, Minna Schilling, beide aus Sachsen, echte Arbeiterfrauen, hart gehämmert von eigener Not, mit großem Verständnis für die Not der anderen ausgestattet, Minna Eichler, bei deren Anblick man es sofort begriff, daß sie das ganze Elend des Weberproletariats durchgestoßen hatte, die junge, frische Frida Hauke, die in Obersachsen wirkte, Johanna Tesch aus Frankfurt a. M., die sich vornehmlich im Zentralverband der Hausangestellten betätigt hatte, Gertrud Podahl, die ihre praktische Schulung vornehmlich der Arbeit für Gewerkschaft und Genossenschaft verdankte. Wir begrüßten die seit fast zwei Jahrzehnten in der Bewegung bekannte Hanna Reiche aus Hamburg, und die über den Allonaer Kreis hinaus noch nicht sehr bekannte Luise Schröder, die sich in diesen verflochtenen 5 Jahren durch ihre ruhige und sachliche Arbeit einen anerkannten Namen erworben hat. Clara Bohmschuch, Marie Duchacz und Elfriede Ryneck sind in Berlin zu bekannt, als daß wir es nötig hätten, in diesem Artikel über sie und ihre Tätigkeit etwas anzuführen. Das Rheinland schickte uns Elisabeth Röhl, die sich die politischen Kinderschuhe auch auf dem Berliner Pflaster ausgekreten hatte, Pommern wählte Else Höfs, die Tochter eines alten Parteigenossen und selbst treue Arbeiterin für die Sache des Proletariats. Hatte sie doch die Verfolgungen des Sozialistengesetzes in ihrer eigenen Familie gespürt. Als letzte aus dem Kranz der neunzehn seien noch zwei Genossinnen genannt: Antonie Pfälf und Anna Los, die aus bürgerlichen Kreisen stammen und auf Grund ihrer wissenschaftlichen Erkenntnis den Weg zur Partei gefunden hatten und treue, selbstlose und fähige Mitarbeiterinnen geworden sind.

Aus der U.S.P. nennen wir bei dieser Gelegenheit zwei markante und bekannte Erscheinungen, Luise Ziegler, die nicht mehr unter den Lebenden weilt, und Lore Agnes, ebenfalls aus dem Rheinland kommend; die erste Frau im Präsidium der Nationalversammlung.

Am 5. Februar nahmen die Frauen, soweit sie der SPD. angehörten, vollzählig an der Fraktionsführung teil. Am Abend des gleichen Tages fand die erste Zusammenkunft der Genossinnen statt, die das erste Sighellenlernen der sich vielleicht noch fremd Gegenüberstehenden vermittelte.

Die Eröffnung der Nationalversammlung mit der großen Rede des Genossen Friedrich Ebert löste endlich die seit Tagen vorhandene Spannung. Der feierliche Akt geht vorüber, und die nüchterne Arbeit

beginnt auch für die Frauen. Und doch gibt es Höhenpunkte der parlamentarischen Arbeit in dieser Zeit. Die Wahl Dr. Davids zum Präsidenten der Nationalversammlung, die Beschlußfassung über die Notverfassung, Scheidemann legt die Obliegenheiten der Volksbeauftragten in die Hände der Volksvertretung. Die Bildung eines Ministeriums auf demokratischer Grundlage wird vorbereitet. Vor allem ist es die Wahl des Genossen Friedrich Ebert zum Präsidenten der Republik, die uns im Innersten packt. Ich lasse folgen, wie eine Genossin diesen Moment in ihren Tagebuchblättern festhält:

„In seiner schlichten, nachdrücklichen Weise, bezugnehmend auf seine Herkunft und Tätigkeit ist uns Ebert mit seinen Schlussfolgerungen das Symbol des reifgewordenen Volkes, das sich mühsam sein Menschentum und seine Würde erkämpft hat und es festhält und zähneverteidigen wird.“

Ein Höhepunkt war es auch für die Frauen, als die erste Frau in der Nationalversammlung

sprach. Genossin Duchacz sagte u. a.:

„Wollte die Regierung eine demokratische Verfassung vorbereiten, dann gehörte dazu das Volk, das ganze Volk in seiner Vertretung. Die Männer, die dem weiblichen Teil der deutschen Bevölkerung das bisher zu Unrecht vorenthaltenen Staatsbürgerrecht gegeben haben, haben damit für jeden gerecht denkenden Menschen und für jeden Demokraten selbstverständliche Pflicht erfüllt. Unsere Pflicht aber ist, auszusprechen, was für immer in den Annalen der Geschichte festgehalten werden wird, daß es die erste sozialdemokratische Regierung gewesen ist, die ein Ende gemacht hat mit der Anfechtbarkeit der Frau. Durch die politische Gleichstellung ist nun meinem Geschlecht die Möglichkeit zur vollen Entfaltung seiner Kräfte gegeben. Mit Recht wird man erst jetzt von einem neuen Deutschland sprechen können, und von der Souveränität des ganzen Volkes. Durch die volle Demokratie ist aber auch zum Ausdruck gebracht worden, daß die Politik in Zukunft kein Handwerk sein soll. Scharfes, kluges Denken, ruhiges Abwägen und warmes menschliches Fühlen gehören zusammen in einer vom ganzen Reich gewählten Körperschaft, in der über das zukünftige Wohl und Wehe des ganzen Volkes entschieden werden soll.“

Zum gleichen Gegenstand der Tagesordnung sprachen Luise Ziegler und Frau Gertrud Bäumer als Vertretung ihrer Partei. Damit war zum ersten Male öffentlich demonstriert, daß die Frauen auch als Gewählte gleichberechtigt sind.

Seidem sind nun fünf Jahre vergangen. Die Hochstuf der Empfindungen ist bei den weiblichen Parlamentarierinnen, ebenso bei den weiblichen Wählerinnen abgeebbt. Was aber geblieben ist, ist der stille, zähe Wille, im politischen Kampf ihren Platz auszufüllen und darüber hinaus für ihr Geschlecht und die Jugend zu kämpfen.

In manchen Männerartikeln der bürgerlichen Presse ist den Frauen attestiert worden, daß das Frauenwahlrecht enttäuscht habe. Einmal habe ich irgendwo gelesen, es hätten beim Antritt des Frauenwahlrechtes die Frankfurterinnen einer neuen Zeit gesehnt. Das hätte man von den Frauen erwartet. Die einen erwarteten das „Wunder“, die anderen haben Angst, daß wir uns zu schnell und zu weit vorwagen können. Beide verstehen die Bedeutung der Gleichberechtigung nicht. Im politischen Tageskampf von heute sind Männer und Frauen und Parteien mehr oder weniger abhängig von der Zwangsäußerung der Entwicklung. Hier kann nur gemeinsames kämpfen für die Bedürfnisse der breiten Schichten des Volkes stattfinden, und ein gemeinsames Sichwehren gegen die Hebermacht der Gegner. Darüber hinaus aber haben die Frauen gezeigt, daß sie für die Befreiung ihres Geschlechts auf dem Gebiet des Berufslebens, der Mutterschaft und des bürgerlichen Rechts Wege weisen, und im Rahmen des Möglichen Neues schaffen wollen und können.

An die Redaktion des „Vorwärts“!

Werte Genossen!

Ich glaube im Namen vieler Frauen zu sprechen, wenn ich sage: Wir sind froh, endlich eine Frauensilage im „Vorwärts“ zu haben. Sie werden es mir hoffentlich nicht übelnehmen, wenn ich etwas an der Zeitung kritisiere. Die Frauenbewegung, die Frauenfrage — um nur zwei Sachen zu nennen —, das alles sind Dinge, die die Frauen zweifellos interessieren, und ich will diese Artikel nicht missen. Aber darüber hinaus habe ich dann das Gefühl einer großen Lücke, z. B. nach dem Artikel „Abbau des Jugendwohlfahrts-Gesetzes“ (der mir gut gefallen hat) suchte ich danach, ob nicht eine unserer Genossinnen, die hier in Groß-Berlin in der Jugendwohlfahrt arbeiten, den Segen des Gesetzes mit Beispielen aus ihrer Arbeit demonstrierte. Vergeblich. Dann mußte ich darüber nachdenken, daß doch viele Genossinnen durch ihre Arbeit in manchen Frauenleben und -leid hineinschauen und bei guter sozialer Beobachtungsgabe wertvolle Arbeit an der Zeitung leisten könnten. Was die Frau der Arbeiterklasse bei ihren täglichen Einholergängen als Hausfrau und im Kreislauf ihrer täglichen Tretmühle denkt und empfindet, das muß die „Frauenwelt“ bringen. Ebenso sollen ihre Sorgen und Verlegenheiten bei der Pflege und Erziehung ihrer Kinder zum Ausdruck kommen und Antwort finden. Wie das zu machen ist? Neben den Genossinnen, die auf Grund der Erfahrungen ihrer parlamentarischen Tätigkeit schöne Artikel schreiben können, sollen die einfachen Frauen zu Wort kommen. Sie sollen das Gefühl haben: Das ist unser Blatt, hier kann ich meinen Mitschwester erzählen, wie es mir geht und sie können mir antworten. Bitte, überlegen Sie, ob Sie das Blatt nicht dem Kreis der Leser öffnen wollen.

Mit freundlichem Gruß Ihre P. G.

Antwort der Redaktion: Wir bringen Ihren Brief zum Ausdruck in der „Frauenwelt“ und geben dadurch der Meinung Ausdruck, daß das Blatt erst dann seinen wirklichen Zweck erfüllt, wenn die Leserinnen sich selbst lebhaft an seiner Ausgestaltung beteiligen. Wir, d. h. Redaktion und Leserinnen, werden uns sehr freuen, wenn wir gemeinsam von der Zeitung sagen können, daß sie das Leben der arbeitenden Frau und Mutter widerpiegelt.

Zuschriften sind an Frau Marie Juchacz oder die Redaktion des „Vorwärts“, beide Berlin SW. 68, Lindenstraße 3, zu richten.

Nur nicht Mutter werden!

Vor kurzer Zeit brachte der „Vorwärts“ die Nachricht von einem bevorstehenden Massen-Abtreibungs-Prozess.

Im Geist sah ich hunderte von Frauen, alle auf verschiedene Weise vom Leben gekennzeichnet. Aber ich kenne wohl kaum eine aus dieser großen Schar. In Wirklichkeit sah ich Frauenschicksale, die mir irgendwie einmal auf meinem Lebensweg begegnet sind. Und eines davon stand wieder vor mir, so lebendig, als hätte es heute und nicht vor 12 Jahren seinen Abschluß vor meinen Augen gefunden.

Ein Weib, gesund an Körper und Seele, mußte, seiner eigenen Meinung nach, auf das verzichten, was im Leben des gelunden Weibes das höchste ist, auf die Mutterchaft. Sie war sehr einsam, trotz ihrer Ehe. Außer den gelben Blumen und dem wilden Wein auf ihrem Balkon hatte sie auch einen Hund. Und einmal wieder, ach wie so oft, war Schmalkhans Küchenmeister bei ihr, es war kein Geld da und die Miete war fällig, wegen der Steuern war gepfändet worden. Die Hundesteuer aber war bezahlt. Da fragte ich sie, ob sie es denn für richtig halte, das so sauer verdiente Geld für Hundesteuer auszugeben. „Den Hund muß ich haben, sonst verliere ich das Sprechen! Den ganzen Tag allein, bis in die späte Nacht über eine Nähmaschine gebeugt, bei einer einschlüchtrig monotonen Arbeit kann man wohl das Sprechen verlieren.“ Mit einem so reichen Schatz von Liebe im Herzen hatte sie nicht den Mut, ihrem gesunden Gefühl zu folgen, Mutter zu werden. Warum nicht? Weil ihre Ehe nicht legitim war, weil sie nicht den Namen des Mannes trug, der der Vater ihres Kindes geworden wäre. Sie war eine Baife, und ich verstand den sehnsüchtigen, so den hungrigen Ausdruck ihrer schönen nachdunklen Augen, seitdem sie mir in einer vertrauten Stunde erzählt hatte, wie sie als Kind nach Mutterliebe gehungert hat. Abwechslend bei hartherzigen Verwandten oder im Waisenhaus wurde die freudlose Jugend verlebt, kein Fünkchen Liebe war übrig für dieses Bebehungelnde Kind. Durch harte Arbeit mußte in der Jugend und später das Stück Brot verdient werden. Trotz allem, vielleicht auch gerade deswegen war sie sich früh ihres Menschentums bewußt geworden, leider nicht bis zur letzten Konsequenz. Noch zitterte die Empörung in ihr nach, wenn sie davon sprach, welche unwürdige Behandlung ihr oft zuteil geworden, als Dienstmädchen und später als Verkäuferin in einem Schächterladen. Der erste Mann trat in ihr Leben, aber er meinte es nicht ernstlich. Auf ihr Geld hatte er es abgesehen. Die Sparpennie, die sie, die Anspruchlose, sich so mühsam zurückgelegt, konnte sie im letzten Augen-

blick noch retten, die große Lebensenttäuschung mußte heruntergewürgt werden.

Dann suchte sie sich an der Nähmaschine zu ernähren und lernte später den zweiten Mann kennen. Jung, froh und lebenslustig trat er in ihr Leben, sprach ihr von seinen Zukunftsträumen, in welchen sie eine Stelle einnahm. Sie wußte es nicht, daß dieser Mann schon verheiratet und Vater war, er verschwieg es ihr, solange es ihr leicht gewesen wäre, den Traum abzuschütteln. Froh kaufte sie Möbel von ihrem Spargelde, mietete die Wohnung, ließ sich die Papiere zur Heirat aus der Heimat kommen und bezog schon immer mit dem Mann ihrer Liebe ihr neues Heim. Was sollte sie machen, als sie dann erfuhr, daß aus Heiraten vorläufig nicht zu denken war. Sie liebte den Mann. Daß er der Liebe dieses Weibes nicht würdig war, gehörte in ein anderes Kapitel. Eines Tages mußte sie ganz schnell in das Krankenhaus geschafft werden und erhielt dort einen Leibeschnitt. Lange bange Wochen zitterten wir um ihr Leben, mit gebrochener Lebenskraft kam sie heraus. Ihre ganze Energie konzentrierte sich nur noch auf ihre Näharbeit und auf den Gedanken: Unter keinen Umständen ein Kind. Eines Tages erhielt ich auf meiner Arbeitsstätte die Nachricht, daß sie wieder einmal schwer erkrankt sei. Ich fand eine Sterbende, Herzlähmung konstatierte der Arzt. Ueber die Ursachen der physischen Erkrankung sprach er sich nicht aus. Wenn er das gleiche beobachtet hat, was ich mit dem geübten Blick der Frau gesehen habe, dann wollte er sich nicht darüber äußern. Und das war wohl gut so. M.

Arbeiten und nicht verzweifeln!

Auch an diesem geflügelten Wort bewahrheitet sich zur Stunde, daß Forderungen, Wünsche und Mahnungen etwas Relatives sind: Viele, viele wollen arbeiten, um nicht zu verzweifeln! Aber die dunkle, tiefe Wirtschaftskrise, in der wir stecken, hindert Hunderttausende in Deutschland, die gerne schaffen und für Brot sorgen wollen, an der Arbeit.

Die Erwerbslosenmassen sind riesengroß. Riesengroß ist auch die Not der vom Schicksal hart getroffenen Frauen und Männer. Es fehlt an allem, was zum Leben nun einmal nötig ist. Zur materiellen Not gesellt sich die seelische Not, die Bedrückung des Gemütes. Verzweifelt ist der Abwehrkampf gegen Hunger und Kälte. Wohl noch nie hat eine Wirtschaftskrise (die ja im Wesen des Kapitalismus begründet liegt und periodisch auftritt) eine so große Not gezeitigt, eine so erschöpfte Arbeiterklasse vorgefunden. Erschöpft ist die Arbeiterklasse deshalb, weil sie im Kriege größtenteils vom Vorhandenen leben mußte: Alle Wäsche, Kleider, Möbel und der kleine Hausrat wurden gebraucht, kein verbräut, weil nichts gekauft werden konnte: Es gab ja nichts. Gewiß kam dann eine Zeit wirtschaftlicher Blüte. Aber es war wirklich nur eine Scheinblüte; zwar nicht für die Großindustrie, aber für die Arbeiter! „Biel“ Geld wurde verdient, wir wurden Millionäre, Milliardäre, Billionäre, — aber Bettwäsche, Handtücher, Leibwäsche, Betten und Hausrat konnten die wenigsten in dem Maße ersetzen, wie es erforderlich gewesen wäre.

So trifft diese Krise die Arbeiterklasse doppelt hart, weil sie ausgehungert, ausgepowert und deshalb wehrlos ist, als sie jemals war.

Diese Krise trifft die Frauen der Arbeiterklasse aber besonders. Das deutsche Arbeiterweib ist riesenhaft; daß es uns mit seinem Elend nicht so ins Gesicht schreit, daß Verwahrlosung und Zerklüftung nicht massenhaft auftritt, ist nur den Arbeiterfrauen zu danken, die das Wenige an Hausrat, an Kleidern und Wäsche mühevoll zusammenhalten, jedes Fetzen Stoff verwenden, durch Waschen und Stopfen die größte Schädlichkeit vermeiden. Hier ist eine Erscheinung, die für die Lebenskraft und den Ordnungssinn des deutschen Volkes im allgemeinen, der deutschen Arbeiterfrau im besonderen Zeugnis ablegt. Diese Erscheinung soll uns freuen. Sie soll uns aber auch nachdenklich machen: Einmal erschöpft sich jede Kraft! Darum soll sich die Selbsthilfe der Arbeiterklasse entfalten. Dazu sind alle verpflichtet, die selbst nicht vom Unglück betroffen sind; ihnen droht das Unglück der Erwerbslosigkeit auch einmal, dann werden die Rollen vertauscht. Darüber aber darf nicht vergessen werden, daß unser Kämpfen nach wie vor dem Kapitalismus gilt.

Nach dem Kriege und dem Zusammenbruch der alten Mächte in Deutschland erhofften viele den Sieg der sozialen Revolution. Die Arbeiterklasse war noch nicht stark genug, wichtige Machtmittel in den Händen zu behalten: sie war nicht einig und geschloffen. Anscheinend siegt das kapitalistisch-egoistische Prinzip über das sozialistisch-aktivistische. Anscheinend! Der übermütige Anhänger kapitalistischer Gedankengänge soll nicht zu früh jubeln: Die Arbeiterklasse verzweifelt nicht! In ihrer Niedertage von heute liegt der Aufstieg von morgen. Vertreten kann sie kein Kapitalismus, auch wenn seine Vertreter jubeln. Unsere Organisationen werden wachsen; mehr aber noch: Unser Kampf zum Leben wird triumphieren!

Elisabeth Kirshmann-Röhl.
(in „Die arbeitende Frau“, Köln.)

Das Schicksal einer Amme.

Von Leo Rosenthal.

Die Mühsal des Lebens haben schon so manches Menschen-
schicksal zerrieben — mehr als ein Frauenschicksal. Von diesen Tra-
gödien des Alltags, die in aller Stille lautos sich abspielen, sind
vielleicht die der kleinen Hausangestellten die schmerzlichsten. Von
Zeit zu Zeit nur kommt es zu gewaltigen Ausbrüchen — dann
reißt großes Mitleid die von Selbstsucht geblendeten Augen der
Mittmenschen, schlägt es wie eine ferne Warnung an ihre verbrech-
erisch tauben Ohren. . . .

Findet die Fabrikarbeiterin trotz aller Kümmernisse des Lebens
in den kleinen Freuden und Sorgen ihres noch so armseligen Heimes
einen Ruhepunkt, so ist die Hausangestellte auch dieser einzigen Zu-
flucht ihres oft so freudlosen Daseins beraubt. Ohne Zärtlichkeit,
Freude und Wärme in einem Alter, wo dieses ein besonders organi-
sches Bedürfnis ist, verkrüppelt und verkrüppelt das junge
Menschenkind seelisch; nur selten erhält es in fremder Häuslichkeit
Ersatz. Ohne Eigenleben, immer unter fremden Menschen, darauf
angewiesen, ihre Interessen stets denen anderer unterzuord-
nen, das Heim der „Herrschaft“ zu dem ihrigen zu machen,
vergeubt sie später, zu einer Zeit, wo Liebesleben und Mutter-
instinkt triebhaft zu wirken beginnen, nicht selten ihre Anhänglichkeit
und Liebe allein an das ihr anvertraute Kind oder an einen un-
würdigen und gewissenlosen Mann, von dem sie Erlösung aus ihrer
Elenderei erhofft.

Plötzlich, unerwartet für sie selbst, ereilt die eine oder die
andere das Verhängnis. Ein halbes Kind noch, an irgendeinen
Noblen Plagegeist Log und Nacht gefesselt, zündet die eine, von un-
stillbarem Heimweh gepelzt, das Haus an oder tötet das unter
seiner Obhut stehende Kind. Die andere, ein „Dienstmädchen“ viel-
leicht, kriecht in geheimen Stunden ihres freudlosen Daseins ein paar
Augenblicke flüchtiger Seligkeit und blüht hinterher als Kindes-
mörderin oder für Abtreibung der Leibesfrucht ihr kurzes Liebes-
glück hinter Gefängnismauern. So rächt sich die sitzame Gesell-
schaft mitunter grausam an diesen „schuldlos Schuldigen“ . . .

Diesmal ist es die 37jährige Dora Sadler, die das Schicksal
erleidet hat. Londoner Geschworene haben sie zum Tode ver-
urteilt. . . . Als Frau Rahmann ihr erstes Töchterlein zur Welt
brachte, wurde Dora Sadler dessen Amme. Sie bogte und pflegte
das Kind, als wäre es ihr eigenes. Was hatte sie denn auch sonst
noch im Leben außer der kleinen Sonja? Mit dem Kinde wuchs
auch dessen Liebe zu ihrer „Mutter“ Dora: sie war ihr mehr als die
leibliche Mutter. War es etwa Doras Schuld? Ebenfalls wie die
Schuld der Mutter: Kindergefühle folgen ihren eigenen Gesetzen.
Die Mutter aber war neidisch auf die Amme, der die Sonja mehr
zugehörte als ihr selber; die Amme eifersüchtig auf die Mutter,
die die Zärtlichkeit des Kindes nicht missen wollte. Ein zweites
Kind kam zur Welt: Sonja blieb nach wie vor der Liebling der
Ammen. Am Vorabend der unseligen Tat, zu Besuch bei fremden
Leuten, droht die Mutter dem Kinde mit Schlägen. Da bricht es
in Dora los: Was, ihre Sonja schlagen. In ihrem Zorn verareißt
sie sich an der Frau. Da wird der Amme gekündigt. Ein wilder
Kampf tobt in ihrem Innern. Was nun tun? Ihre Sonja verlassen,
alles, was ihr das Leben wert macht; sie gar die Mutter über-
lassen, die dem Kinde mit Schlägen droht. . . . Am anderen Mor-
gen findet man die Gasöhne im Kinderzimmer offen, die vier-
jährige Sonja tot, die Amme und die sieben Monate alte Kleine
bewußtlos.

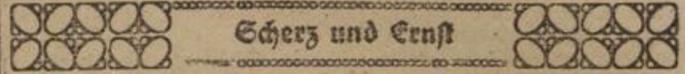
Im hinterlassenen Briefe ist zu lesen: „Ich habe beschlossen, die
Sonja mitzunehmen, da sie es bei ihrer Mutter nicht gut haben
wird.“ Im Krankenhause, wo sie sich nur langsam von der Ver-
giftung erholt, äußert sie sich im gleichen Sinne. Sachverständige,
vom Gericht geladen, finden sie geistig minderwertig, äußerst leicht
reizbar, geistlich vollkommen überspannt — wie wäre auch anders
als durch helle Wahnsinn die grauenvolle Tat zu erklären, hat
man ihr überhaupt ein Kind anvertrauen dürfen? — doch für die
Tat vor dem Gesetze verantwortlich. Unter den Geschworenen be-
findet sich gar eine Frau, die sich im Seelenleben ihrer Leidens-
gefährtin auskennen müßte — der Eindruck, den die Verhandlung
auf sie macht, ist ein so starker, daß sie eine Ohnmacht überfällt.
Die Dora Sadler wird aber trotz allem zum Tode verurteilt. Kein
Gnadengesuch der Richter folgt ihr ins Gefängnis. Das Beil des
Henkers soll ihren Kopf vom Kumpf trennen. Grausames mittel-
alterliches Gesetz, das den Mord am Menschen zum Ausfluß höherer
Gerechtigkeit erhebt!

Dora Sadler hat den Tod der kleinen Sonja verschuldet. Sie
wurde sich selbst zum Richter, als sie sich dem Tode geweiht. Hatte
man sie zum Leben erweckt, um sie nach qualvollen Leiden doch zu
morden?

Der Fall spricht Bände. Noch immer können sich die „Kultur-
wörter“ nicht von der zwecklosen, durch das Gesetz selbst geforderten
Todesstrafe loslagern. Auch in Deutschland übt noch der oftjährl
bestellte Henker sein trauriges Handwerk — an Mann und Frau,
an jung und alt. In England ist es das zweitemal in den letzten
Monaten, daß eine Frau hingerichtet werden soll. Wer weiß,
vielleicht trägt der Abscheu, den diese Einrichtung in der Öffent-
lichkeit hervorrufen muß, zur Abschaffung der Todesstrafe bei. Mit
ihm ein Ende zu machen, wäre eine Aufgabe würdig der Arbeiter-
regierung. Waren es doch auch im Deutschen Reichstage nur die
Arbeiterparteien, die geschlossen gegen alle Bürgerlichen die
endgültige Abschaffung der Todesstrafe gestimmt haben.

Gedankensplitter.

Die Frauen führen uns. Laßt sie uns vollkommen machen! Je
mehr Einsicht sie haben, desto aufgestärkter werden sie werden. Auf
der geistigen Kultur der Frauen beruht die Weisheit der Männer.
Cheridau.



Neffe und Onkel. Man kennt die herzigen Bißer aus Kinder-
mund. Das allerherzigste Stück aber hat neulich der kleine Neffe
des Herrn Stinnes produziert. Fragt: „Sag mal, Onkel, was
macht der Unternehmer eigentlich, wenn er nicht zurechtkommt?“
„Dann schmeißt er einfach die Arbeiter raus,“ belehrte ihn der fun-
dige Onkel. „Und wenn nun die Arbeiter nicht zurechtkommen,“ fragt
der Kleine weiter, „dann schmeißt sie einfach die Unternehmer
raus, ja?“
(Aus „Lachen links“.)

Einer, der seiner Frau das Denken verbietet. Ein Mann verbietet
seiner Frau das Denken. Auf eine Zeit sagte es sich, daß sie in
seiner Abwesenheit ein Huhn brät; das es sie allein, und mit Absicht
ließ sie die Hühnerbeinchen auf dem Tisch liegen. Als der Mann
heim kam, sah er sie an und sprach: „Frau, du hättest mir doch
etwas von dem Huhn aufheben können.“ Die Frau antwortete:
„Du hast mir doch das Denken verboten! Darum durfte ich nicht
an dich denken.“ Daraufhin ließ er von dem Verbot ab.

Christlich Chinesisch. Das christlichsoziale „Vinger Volksblatt“
brachte in seiner Weihnachtsnummer die Nachricht, daß ein
Salvatorianer Pater P. Ansgar Glück aus Nassau das Lied „Stille
Nacht“ ins Chinesische übersezt hat. Die Notiz führt auch den
chinesischen Text des Weihnachtsliedes an, der da lautet:

In kang ju ts
hang je hung tscheu
kung tsch tsin toe
sho ju lu tep
we tseng tsche tsj
je ju tschung we.

Das fromme Blatt scheint einem argen Schalk aufgelesen zu
sein oder aber, es hat in einem Anfall von Selbsterkennnis seine
Leser und Mitarbeiter mit dem richtigen Ratton belegt. Die An-
fangs- und Endbuchstaben des chinesischen Weihnachtsliedes ergeben
nämlich die in diesem Falle sicher zureichende Anrede: „Ihr
Schafköpfe!“

Drakonische Gesetze. Es sind gerade hundert Jahre her, daß
man in England die letzten Selbstmörder am Kreuzwege be-
grub, mit einem spitzen Holz durch den Körper. Im folgenden
Jahre milderte sich, wie wir in der „Frankfurter Zeitung“ lesen,
der Brauch dieses christlichen Landes insofern, als man den Unglück-
lichen ein Begräbnis zugestand, jedoch zur Nachtzeit und ohne christ-
lichen Ritus. Vielleicht ist die eigentümliche Stellungnahme der
Coronnars-Jury gegenüber dem Selbstmörder diesen harten Ge-
bräuchen zuzuschreiben, denn die Rechtsprechung erkennt nur auf
„Selbstmord während zeitweiliger Geistesstörung“, wenn sie nicht
anders kann; in allen übrigen Fällen auf „Tod durch Unglücksfall“,
mit Rücksicht, wie man sagt, auf die Angehörigen des Verstorbenen.
Einen Selbstmord aus freiem Entschluß gibt es für die Jury nicht.
Fürsibar waren zu jener Zeit die Strafen für jede Art von Ver-
gehen. Auf zweihundert Verbrechen stand die Todesstrafe. Man
wurde gehängt, wenn man nur einen jungen Baum umhieb, ebenso
wenn man Bankrott machte, oder wenn man jemandem mehr als
einen Schilling stahl oder aus einem Laden mehr als fünf Schillinge
entwendete. Die Geschworenen kamen deshalb bei Ladendiebstählen
oft zu dem Schluß, daß die Ware weniger als fünf Schillinge wert
sei, während es aller Augen klar war, daß sie einem Wert von
tausend Schillingen oder mehr hatte. Diese drakonischen Gesetze ver-
nichteten ihren Zweck, da man sich, wie das englische Sprichwort sagt,
„ebenso gut wegen eines Schales hängen lassen konnte, wie wegen
eines Panzers“. Mit anderen Worten: es war sicherer und aus-
sichtsvoller, auch das größte Verbrechen zu begehen, wenn man sich
auf diese Weise sichern konnte, denn die Strafe blieb die gleiche.

Die Aufgeklärte. Onkel zur zehnjährigen Nichte: „Wirft du
heiraten, wenn du froh bist, Eschen?“ — Eschen: „Rein, Onkel,
auf keinen Fall.“ Mutti sagt, meist gehen sie wieder auseinander,
wenn sie ein Jahr verheiratet sind, und dann sieht man da mit vier
unversorgten Kindern!“

Ein kleiner Haken. Fräulein Drillboy, ein ältliches Mädchen,
erzählt: „Ach ja, Frau Jesocks, ich hält auch als längst betroffene
kümme!“ — „Ja, aber wörm dann han Se dat nit getan?“ —
„Oh, er wollt nit!“ —

Wasser tut's freilich . . . „Wieviel Milch geben denn deine
Kühe?“ — „Ungefähr 20 bis 30 Liter.“ — „Und wieviel verkaufst
du davon?“ — „Fünftels!“

Das Rennpferd. Ein Sportsmann hat die Angewohnheit, bis-
weilen im Schlaf zu sprechen. Neulich passierte es ihm, daß er,
laut und vernehmlich, mehrmals: „Trene! Trene!“ ausrief. Seine
Frau, die auf einen ganz anderen Namen hört, stellt ihn am nächsten
Morgen zur Rede. Er antwortete, Irene sei der Name eines Renn-
pferdes. Als er einige Tage später nach Hause kam und sich er-
kundigte, ob sich irgend etwas Wichtiges ereignet habe, verriete seine
Frau trockenen Tones: „Rein, gar nichts. Nur dein Rennpferd hat
zweimal telephonisch angefragt, ob es dich sprechen könne.“

Jugendgerichtstag.

Alles was Bericht heißt oder mit dem Bericht zusammenhängt, flößt vielen Frauen Furcht ein. Das Verhalten der Mütter bei den Verhandlungen ist charakteristisch dafür.

Das Jugendgericht ist eine staatliche Einrichtung zum Schutze Jugendlicher. Schauen wir einmal einem solchen Jugendgerichtstag zu:

Der Richterlich ist ebenso wie beim Schöffengericht mit einem Richter, zwei Schöffen und dem Vertreter der Staatsanwaltschaft besetzt. Trotzdem besteht zwischen beiden doch ein großer Unterschied, weil nämlich die Schöffen beim Jugendgerichtshof auf Vorschlag des Jugendamtes der Zutritt zur Verhandlung gestattet werden soll.

Das Jugendgericht steht in dem Angeklagten den jungen Menschen, der entweder durch schlechtes Beispiel oder aus Unüberlegtheit zu der Tat gekommen ist und darum nicht ohne weiteres nach den Bestimmungen des Strafgesetzbuches bestraft werden sollte. Durch die Jugendgerichtshilfe, die jetzt von den Jugendämtern ausgeübt wird, erhält der Richter ein Bild der Umstände, die den Jugendlichen zur Tat veranlaßt haben.

In der Verhandlung herrscht das Bewußtsein vor, daß der junge Mensch einer Versuchung zum Opfer fallen kann und daß er um dieser einen Schuld willen nicht für sein ganzes Leben mit dem Stigma „Vorbestraft“ belastet werden soll.

Die meisten Vergehen sind „Diebstähle“ — aus den Betrieben mitgenommenes Material, Messingteile, Blei, Wolke usw., das unauffällig eingesteckt und dann anderweitig verkauft wird. Man könnte diese Materialentwendung in den Betrieben beinahe als eine Zeitkrankheit bezeichnen. Der suggestiven Gefahr der Uebertragung fallen viele Jugendliche zum Opfer.

Als der Richter einen Jungen, der wiederholt Messingteile aus dem Betrieb, wo er arbeitete, mitgenommen hatte, fragte, wozu er das erkliste Geld verwendet habe, da sagte er: „Zu Zigaretten.“

Der Staatsanwalt sieht in dieser mehrfachen Materialentwendung schon einen länger durchgeführten und fortgesetzten Diebstahl und beantragt eine Woche Gefängnis und 15 Goldmark Geldbuße, sowie Ertragung der Kosten.

Ehe die Richter sich zur Beratung zurückziehen, kann der Angeklagte selbst noch das Wort nehmen zu seiner Entschuldigung. Doch der Junge ist entweder so scheu oder so gleichgültig, daß er von diesem Entgegenkommen keinen Gebrauch macht.

Die Mutter der Angeklagten, die nun auch noch das Wort zur Verteidigung ihres Jungen ergreifen kann, steht dem Ganzen ratlos gegenüber. Sie hat nur das eine begriffen: 15 Goldmark bezahlen und außerdem noch die Kosten des Verfahrens. Weinend erzählt sie nun, daß sie doch Witwe und arbeitslos sei, nur die Erwerbslosenunterstützung habe und nicht wüßte, wovon sie die Geldstrafe bezahlen sollte.

Die beantragten 8 Tage Gefängnis berühren sie anscheinend gar nicht, oder ist es ihr nicht zum Bewußtsein gekommen, was es für einen jungen 17jährigen Menschen bedeutet, mit einer Gefängnisstrafe belastet, seinen Lebensweg weiterzugeben?

Die Richter ziehen sich zur Beratung zurück, ihr Urteil ist mild, nur 10 Mark Geldbuße, die der Angeklagte auf Antrag in Raten abzahlen kann.

Ein anderer Junge, der 14 Tage vor Beendigung seiner Lehrzeit alte Blotabfälle in der Fabrik entwendete, um sich Obst kaufen zu können, hat mit dieser einmaligen Unehrlichkeit seine ganze Lehrzeit verdorben. Der Richter schüttelt den Kopf darüber und fragt den Jungen, ob er denn gar nicht daran gedacht habe, daß er sich mit dieser Tat seine ganze Zukunft verderben könnte? — Nein, daran hat er nicht gedacht, die anderen hätten es ja doch täglich getan.

Ach ja, die anderen! Wer sind diese anderen? Bist du es Vater oder Mutter oder Bruder? Es sind unendlich viele, diese „anderen“. Und wir alle wissen, daß es für den Armen sehr schwer ist, ehrlich zu bleiben und der Versuchung, durch eine Materialentwendung sich einen Ruhen zu verschaffen, nicht zu erliegen.

Der Staatsanwalt ist in diesem Fall ganz und gar nur Mensch; er beantragt selbst Freisprechung des Angeklagten, da er ja durch die Vernichtung seiner Lehrzeit schon selbst genug bestraft ist. Die Richter sind derselben Meinung und der Junge erhält nur eine ernste Verwarnung.

So schließt das Jugendgericht den jungen Menschen soviel als möglich vor der ersten Bestrafung, aber sobald eine Wiederholung statifindet, ist auch die milde menschliche Auffassung der Richter nicht mehr zu erwarten, da sie dann ja keine unüberlegte Handlung mehr erkennen können.

Was unserer Jugend fehlt ist Erziehung. Erziehung ist Beispiel und Liebe. Daran wollen wir, müssen wir Eltern immer denken und durch unser Beispiel die Jugend vor Unehrlichkeit bewahren.

Fr. Sch.

Für unsere Kinder

Auf der Strafe.

Großstadtkinder spielen im Sonnenschein
Zwischen grauen, beruhten Häuserreihen.

Haschen einander und lachen und lärmen im Spiel,
Blonde und dunkle Köpfechen im wirren Gemüel.

Hagere Kermdchen, so hager, edig und flink,
als ob uns Glück für das ganze Leben es glück.

Dürre Beinschen hüpfen, als seien sie bezahlt —
blasse Wangen hat zögernd hauchendes Rot übermalt!

Und die Augen! ... Habt ihr in die Augen geschaut?
Seligkeit hat sie mit schimmerndem Glanz überblaut!

Arbeiterkinder der Großstadt im Sonnenschein
spielen zwischen den ruhigen Häuserreihen.

Ludwig Geilen.

Unser Jahr.

Das gegenwärtige 1924te Jahr der christlichen Zeitrechnung wird von Christi Geburt an gerechnet. Es ist ein Schaltjahr von 366 Tagen oder 52 Wochen und 2 Tagen und begann am Dienstag, den 1. Januar neuen Stils, welcher Tag dem 19. Dezember 1923 im alten Kalender entspricht.

Im alten Kalender beginnt das Jahr mit Montag, den 1. Januar, entsprechend dem 14. Januar im neuen Kalender. Der 31. Dezember 1924 alten Stils entspricht dann dem 13. Januar 1925 neuen Stils.

Die griechische Kirche zählt ihre Jahre seit Erschaffung der Welt nach der sogenannten byzantinischen Aera. Sie setzt die Epoche der Welterschöpfung auf den 1. September des Jahres 5509 vor Christi Geburt und beginnt ihr 7432tes Jahr mit dem 1. September alten oder 14. September neuen Stils unseres 1923ten Jahres. Die Russen zählen ihre Jahre nach dieser Aera bis zu Peter dem Großen. Seit dem Ansatze des achtzehnten Jahrhunderts bedienen sie sich unserer Jahreszahl, seit der Sowjet Herrschaft ist auch die sonstige Zeitberechnung nach dem neuen Kalender eingeführt. Nur auf dem Lande rechnen die Bauern teilweise noch nach dem alten (julianischen) Kalender.

Die Juden zählen ihre Jahre seit Erschaffung der Welt. Sie beginnen ihr 5684tes Jahr mit dem 11. September 1923. Es ist ein ordentliches Schaltjahr von 384 Tagen. Am 29. September

1924 beginnt ihr 5685tes Jahr, welches ein überzähliges Gemeinjahr von 385 Tagen ist und mit dem 18. September 1925 endet.

Die Araber, Perser, Türken und die anderen Bekennner des mohammedanischen Glaubens zählen ihre Jahre seit Mohammeds Auswanderung von Mekka nach Medina, die von ihnen hidschrah genannt wird. Sie beginnen am 11. August 1923 ihr 1342tes und am 2. August 1924 ihr 1343tes Jahr, welches beide Gemeinjahre von 354 Tagen sind.

Die ausgewanderten Wildenten.

Bei der Ente haben wir das große Glück, ihre Stammestern, die Wildente, und zwar die Stockente, seit mehr als einem Menschenalter im Berliner Tiergarten beobachten zu können. Sehr freudig sind die Gewässer seit entseher.

Früher waren die Gewässer zu sehr besetzt, und das hatte allerlei Unzuträglichkeiten im Gefolge. Jede Ente braucht für ihre Nachkommenschaft einen gewissen Raum. So gab es also um die Brutplätze erbitterte Kämpfe zwischen den einzelnen Entenpaaren. Hatten die Besitzer eines Brutplatzes glücklich ein andringendes Paar abgekämpft, so dauerte es nicht lange und sie mußten sich gegen neue Eindringlinge wehren.

Das Jagen der Erpel hinter den Enten nahm gar kein Ende. Durch die viel zu starke Besetzung der Gewässer litt auch das Familienleben der Enten sehr erheblich.

Das ist mit einem Schlage durch den Weltkrieg und den Mangel an Lebensmitteln anders geworden. Die Wildenten lebten im Tiergarten nicht wie ihre Irigenossen in der Freiheit von dem, was das Wasser bot, sondern hauptsächlich von dem, was das Publikum ihnen spendete. Das war in vorangegangenen Jahren sehr reichlich, und deshalb konnten sich zahlreiche Wildenten als Bettler durchschlagen. Jetzt ist aber die Fütterung durch die Spaziergänger gleich Null geworden. Die Gewässer sind jedoch zu nahrungarm, um soviel Wildenten zu ernähren. Folglich wurden die Wildenten zum größten Teil gezwungen, auszuwandern und anderswo ihr Heil zu versuchen.

Aus Th. Zell: „Unsere Haustiere“.

Räffel.

Oben spitz und unten breit,
Weiß mein Leib und blau mein Kleid,
Durch und durch voll Süßigkeit.

Kleiner als die Maus,
trägt ihr eigenes Haus.